

Erst mal eine Suppe

In dieser Woche hat für 1,6 Milliarden Muslime auf der ganzen Welt der Fastenmonat Ramadan begonnen. Fernab von ihren Familien finden drei junge Studierende über das „Iftar“, das abendliche Fastenbrechen, in Leipzig zusammen

Von **Anna Flora Schade**

Eine Dreiraumwohnung im zweiten Stock eines Mehrfamilienhauses im Stadtteil Neuschönefeld: An der Wand hängen in Gold gerahmte arabische Schriftzeichen. Im größten Raum stehen zwei junge Frauen in Socken nebeneinander auf einem weichen Teppich. Ihre Schultern berühren sich, ihre Köpfe sind gesenkt und mit einem Tuch bedeckt. Dann erhebt die Kleinere der beiden ihre Stimme zum Gesang: *Bismilaah ar-Rahman ar-Raheem/ Al hamdu lilaahi rabbil ´alameen/ Ar-Rahman ar-Raheem Maaliki yaoumid Deen*. Es sind die ersten Zeilen des Korans, die sogenannte *Al-Fatiha-Sure*, die nun durch den Frauengebetsraum der Di-tip-Moschee an der Hermann-Liebmann-Straße hallen. Jetzt zum Abendgebet, dem *magrib*, erklingt die Sure dreimal. Die Frauen folgen dabei einem bestimmten Bewegungsablauf. Gleichzeitig, wie zwei Synchronturnerinnen, heben sie die Hände, verneigen sich, stehen wieder aufrecht, verneigen sich noch einmal, gehen in die Knie und legen ihre Stirn auf den Boden. Dann betet jede noch kurz für sich, bevor sie auf leisen Sohlen den Raum verlassen.

Optisch könnten die beiden Frauen nicht unterschiedlicher sein: Während die 21-jährige Ika, die eben den Gesang angestimmt hat, einen langen Jeansrock trägt, dessen Bund von den Falten ihres eng um ihr Gesicht gebunde-

nen Kopftuchs verdeckt werden, liegt Süreyas bunter Schal nur locker über ihrem lose zusammengebandenem Haar. Sie ist modisch gekleidet und hat ihre Augen kräftig mit Kajal umrandet. Nach dem Gebet verstaut sie das Kopftuch in ihrem Rucksack.

Was beide Frauen eint, ist der Hunger. Als sie aus der Moschee ins Freie treten, ist es 21:05 Uhr und der Himmel färbt sich langsam dunkelblau. Während die meisten Passanten dem abendlichen Farbenspiel wenig Beachtung schenken, blicken Ika und Süreya erleichtert hinauf. Sie haben seit dem Morgengebet um 05:34 Uhr nichts mehr gegessen und getrunken.

Damit sind sie nicht allein. Es ist Ramadan, und seit Mittwoch verzichten Muslim*innen auf der ganzen Welt einen Monat lang auf Essen und Trinken, solange die Sonne am Himmel steht.

taz **leipzig**

Finden Sie im Netz unter:
taz.de/tazLeipzig

Sonne untergegangen ist und das *magrib* verrichtet wurde.

Die Stunden dazwischen beschreibt Süreya als „eine Zeit der Ruhe und Besinnung“. Man sei in einem ganz anderen Bewusstseinszustand als normalerweise, sagt sie. Vielleicht ein Grund, warum sie sich für das Fastenbrechen auf die Suche nach Menschen begeben hat, die diese Erfahrung teilen.

Ika kennt sie aus der muslimischen Hochschulgemeinde. Fernab von ihren Familien haben sich die beiden Frauen auf der Suche nach religiöser Gemeinschaft zusammengetan. Unter anderen Umständen hätten sie wohl wenig miteinander zu tun. Zu unterschiedlich sind ihre Lebensstile.

Die 28-jährige Deutschtürkin Süreya ist im Ruhrpott groß geworden und für ihr Arabistikstudium nach Leipzig gezogen. Sie findet, jede Frau müsse ihren eigenen religiösen Weg einschlagen. Ihre Familie lebt nicht streng religiös. „Wir fasten zwar an Ramadan, aber meine Mama trägt kein Kopftuch und meine Cousine ist mehr als freizügig angezogen“, erzählt sie. Ob sie ihr Kopftuch irgendwann auch außerhalb des Gebetsraumes tragen wird, weiß sie noch nicht.

Für Ika stellt sich diese Frage nicht. Nach ihrem Abschluss an der islamischen Oberschule kam die damals gerade einmal 18-Jährige allein nach Deutschland, um ihren Traum zu verwirklichen und Gynäkologin zu werden. „Eigentlich wollte ich nach Har-

vard“, scherzt sie „aber das hat nicht geklappt.“ Nun ist es Leipzig geworden. Und ihr Kopftuch trägt sie auch hier mit Stolz. „Es gehört einfach zu mir, es ist ein Bekenntnis“, sagt sie. „Ich könnte mir nicht vorstellen, es wieder abzunehmen.“

Und dass obwohl die zierliche Medizinstudentin spürt, wie fremd sie so auf

lässig aus. Während der muslimische Glauben für Ika und Süreya von Geburt an Teil ihres Lebens ist, ist der 26-jährige Theologiestudent erst vor ein paar Monaten zum Islam übergetreten. Er kommt gerade aus der Takya-Moschee ein paar Straßen weiter. Das Christentum sei ihm zu blass geworden, zu undefiniert, sagt er. „Der Islam spricht mich dagegen ganz anders an. Er hat eine sehr spirituelle Komponente.“

Doch nach fast 16 Stunden ohne Essen und Trinken, nachdem die Sonne untergegangen und das Abendgebet verrichtet ist, sind die Bedürfnisse der drei Studenten gerade eher weltlicher Natur.

Der Restaurantbesitzer hinter der Theke schaut kurz auf seine Armbanduhr und schiebt den Gästen dann schon einmal ein paar Datteln herüber. Auf Türkisch bestellt Süreya eine Suppe. „Das weitet den Magen“, sagt sie. „Wenn man sofort einfach alles in sich hineinstopft, kann das schnell unangenehm werden.“ Paul, der dieses Jahr zum ersten Mal fastet, kann das nur bestätigen: „Die ersten Tage war mir nach dem Essen schlecht.“

Als dann Fladenbrot, rote Linsensuppe, glänzender Reis und saftiges Rindfleisch vor den drei Studierenden stehen, sind für einen Moment alle Unterschiede zwischen ihnen vergessen. Wie für vier Millionen Muslime in Deutschland auch beginnt für Ika, Süreya und Paul nun das *Iftar*, das Fastenbrechen.

Essenszeit:
Wenn die Sonne nicht mehr am Himmel steht, ist die Zeit des Fastenbrechens gekommen
Foto: dpa



Nadja Mitzkat
Familie und Gedöns

Kurzzeitig alleinerziehend und gespenstisch effizient

Das hier sollte eine fröhliche-leichte Kolumne werden. Nichts Jammeriges. Und bloß nicht schon wieder was über die Kinder. Denn wie hatte ich vor Kurzem in einer großen deutschen Wochenzeitung gelesen? Dass Eltern so unglücklich seien, liege schlicht daran, dass sie alles auf einmal wollten: weiterleben wie früher und dazu das Kinderglück. Geht halt nicht.

Aber dann war ich für anderthalb Wochen alleinerziehend, während mein Freund in Hamburg auf Wohnungssuche gegangen ist. (Zugegebenermaßen auch kein besonders spaßiges Unterfangen.)

Ich musste in dieser Zeit mal von 7:00 Uhr bis 15:00 Uhr, mal von 14:00 bis 22:00 Uhr arbeiten.

Um das zu bewältigen, habe ich mich anderthalb Wochen in eine Art Mutterschafts- und Haushaltsroboter verwandelt, der nicht nur alle anfallenden Aufgaben erledigt, sondern parallel dazu auch schon die in der Zukunft anstehenden Dinge plant und organisiert.

Doch nicht nur ich, auch die Kinder waren gefordert: Einerseits praktisch – immer wenn ich Frühdienst hatte, musste meine elfjährige Tochter dafür sorgen, dass sie mit samt ihrem fünfjährigen, noch völlig verschlafenen Bruder pünktlich in den Kindergarten oder die Schule kommt. Andererseits emotional – Aufforderungen, die ich normalerweise mit mehr Langmut ausspreche, verwandelten sich binnen weniger Minuten von freundlichen Bitten in wütendes Gebrüll.

Und obwohl ich insgesamt mehr Zeit mit meinen Kindern verbracht habe als sonst, hatte ich gleichzeitig weniger Zeit für sie. „Mama spielen wir was?“ Irgendwann hat mein kleiner Sohn aufgehört, mir diese Frage zu stellen. Denn er kannte, meine Antwort schon: „Gleich. Ich muss nur noch schnell [...]“. Und meine große Tochter hat in der gesamten Zeit nicht einmal gefragt, ob ich ihr abends etwas vorlese.

Ein Gutes hat die ganze Sache immerhin: Was Sie hier gerade lesen, ist mit einer Stunde Schreib- und Bearbeitungszeit die bis dato effizienteste Kolumne.

**Hier können Sie, liebe/r Leser*in, eine beliebige Haushaltstätigkeit einsetzen.*